

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 11 (1929)
Heft: 36

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. Einzelnummern kosten 20 Rappen. / Täglich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken.

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine
Verlag: Gesellschaft Schweizer Frauenblatt, Zürich
Administration und Anzeigenannahme: Olga A. G., Zürich, Adlonstrasse 65/67, Postfach-Nr. VII/3001
Druck und Expedition: Sch. und Junfermann, Zürich, Pfaffenstrasse 10, Telefon 80

Insertionspreis: Die einpaltige Nonpareille oder auch deren Raum 50 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Schiffsfrage 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Platzierungsverpflichtungen der Inserate. / Inseratenschluss Montag Abend

Wochenchronik. Schweiz.

Am 29. August, verhältnismässig rasch nach der Beratung des Departementensamstages durch die parlamentarische Expertenkommission, ist die bündnerische Volksliste zum Entwurf des Bundesgesetzes über die Alters- und Hinterlassenenversicherung erschienen. Ein Buch von 219 Druckseiten. Der Raum gestattet nicht, mehr als nur andeutungsweise auf den Inhalt einzugehen. Die Einleitung orientiert über den Gang der Vorarbeiten und über die Ziele des Projektes. Dann folgen Ausführungen über die Grundlagen des Gesetzes, und sodann spricht sich der Entwurf über die Organisation der Versicherung aus, eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen, die im Gesetz zu lösen sind. Weitere Abschnitte handeln von den Grundlagen des Projektes, von der Aufbringung der Mittel für die Versicherung, von den Zuwendungen des Bundes und der Kantone, von den Versicherungsleistungen, von der Finanzierung der Leistungen von Bund und Kantonen und von der Ergänzung der Vollversicherung. Erörterungen zu den Bestimmungen des nachfolgenden Gesetzes — er zählt 36 Artikel — schliesen sich an. In den Schlussbetrachtungen spricht sich der Bundesrat u. a. folgende Bemerkungen aus:

Unsere Aufgabe ist es, der Verwirklichung der Versicherung den Weg zu weisen. Wir haben uns hierbei von der Überzeugung leiten lassen, dass nur ein Volk, das einfach ist, das überlebt werden kann, auf unsere schwierigen Verhältnisse, besonders unsere landesrechtliche Organisation zugeschnitten ist, Aussicht auf Erfolg hat. Die Durchführung der Versicherung durch nationale Rassen und die Einräumung wichtiger Kompetenzen an die Kantone hindert nicht, dass das Werk ein eigenständiges ist und unter der Führung des Bundes nach einheitlichen Prinzipien auf dem Boden der vollständigen Freiwilligkeit realisiert werden muss. Es ist nicht zu vermeiden, dass ein Werk dieses Ausmasses der Kritik begegnet. Allein diese hat sich sehr oft positive Grundlagen, auf denen aufgebaut werden könnte, nicht geboten. Die Konferenz von Zürich hat andererseits bewiesen, dass alle Volksteile dem vorgeschlagenen Ausbau der Sozialversicherung Sympathie entgegenbringen und dass auch die Ausführungsmassnahmen der Kantone günstig sind. Die finanziellen Leistungen des Bundes und der Kantone sind genau umfänglich. Wir haben gezeigt, wie eine solche, voraussichtlich für alle Zeiten genügende Finanzierung der staatlichen Zuschüsse, sowohl dem Bund wie die Kantone betrifft, erreicht werden kann. Im Vorbereitungsausschuss haben wir den politischen Parteien und wirtschaftlichen Gruppen, ja sogar dem ganzen Volk Gelegenheit gegeben, Anregungen zu machen und so bei der Ausarbeitung des Gesetzes gleich mitzuarbeiten. Wir sind für alle Anregungen und Meinungsäusserungen dankbar und haben sie tüchtig berücksichtigt. Allein, kommt einmal die Stunde der Verwirklichung, so müssen auch in der Demokratie Sonderwünsche zurückgestellt werden. Nicht allen Meinungen und Ideen kann man gerecht werden.

Wir glauben mit unserem Gesetzesentwurf das Erreichbare zu bieten. Persönliche Wünsche nach einer weitherzigeren Lösung müssen aus nachgeliegenden Gründen zurückgestellt werden. Andererseits darf man aber auch nicht das Vorgehensschema als weitgehend beizubehalten und in einem Geiste der Mäßigkeit und Unerschlossenheit zögernd an ein Werk herzutreten, das nur durch festen Willen, zielbewusste Arbeit und durch Opferwilligkeit geschaffen werden kann. Die Auffassungen und Bedürfnisse unserer Zeit verlangen die Verwirklichung der Alters- und Hinterlassenenversicherung, die an sich schon, zumal aber im Ausbau einer späteren Zeit, Zeugnis von der Einsicht und vom sozialen Verständnis unserer Generation ablegen wird. Nur Vertrauen in die Zu-

kunft und Optimismus sind fähig, große Werte von dauerndem Werte zu schaffen.

Die 10. Session der Völkerbundsversammlung.
Am 2. September ist die Völkerbundsversammlung in Genf zum 10. Mal zusammengetreten. Eine überraschend starke Beteiligung der Mitgliedsstaaten geben dieser ersten Jubiläumssession ein erfreuliches Gepräge. Aus auffallend stellt die Presse die Zunahme der weiblichen Delegierten fest. Die Beratungen, die bereits an die Arbeit getretenen Session genügt werden, laufen weit optimistischer, als das früher der Fall war. Die ergebnisreiche Haager Konferenz über entgegengesetzten einermügenden Einfluss aus. Als Präsident der Versammlung wurde zum fünftmaligen ein Vertreter eines südamerikanischen Staates gewählt: Dr. C. S. R. Quintero von San Salvador — etwas viel eher für Lateinamerika! Verheißung! Innerhalb der ersten fünf Stunden der Session, die am 2. September um 10 Uhr im Rahmen der ersten Sitzung der Völkerbundsversammlung stattfand, wurde der englischen Delegation zu namentlich ihrem sympathischen Führer, Premierminister MacDonald, der nach mehrjährigem Unterbruch wieder in Genf auftrat. Boshart besetzt eine Zeitungsnotiz: Man behauptet es nicht, dass Herr Snowden ohne Umweg über Genf vom Haag nach London zurückfuhr. MacDonald, der nur kurze Zeit in Genf zu sehen geblieben, hat bereits in einer Rede die Ziele der englischen Außenpolitik unter der Leitung der sozialistischen Regierung bekanntgegeben und auf die jüngsten Abklärungsbesprechungen zur See hingewiesen. Er hat aber auch durchblicken lassen, dass Englands größte Interessen von Europa weg über den Ozean reichen. Die Schweiz hat zwei neue Delegierte nach Genf geschickt, die Nationalisten Schupbach und Volz, tüchtige Männer, die in ihrer Art zwei ganz verschiedene Typen des Schweizerstums repräsentieren.

Im Samstagsmorgen hat die Haager Konferenz nach dem langen Festessen um die britische Forderung den politischen Teil ihrer Aufgabe erledigt. Wenn sich England heute des heftigsten Sieges seines Schatzkanzlers rühmt, so ist doch fraglich, ob nicht Deutschland moralisch tiefer steht als von der Konferenz herabgesehen. Was bedeutet die von Schatzkanzler erzielten Erfolge im Vergleich zum Budget des britischen Reiches? Sind sie nicht vielmehr nur ein symbolisches Opfer auf den Altar der britischen Machtstellung? Dem Ausland geben sie den lebhaftesten Beweis, dass auch der sozialistische Engländer trotz internationalen Gebahrens vor allem Engländer ist und bleibt. Was Deutschland durch den englischen Sieg im Haag finanziell gewonnen hat, das hat es in hohen Maße politisch gewonnen. Nur eine unausführliche deutschnationale Opposition kann Dr. Stresemanns Erfolg bestreiten. Die Räumung der Rheinland 4½ Jahre nach dem Termin, den der Versailles-Vertrag vorsieht, der Wegfall der französischen Forderung eines belandenen Rheinlandkontrollen, das bedeutet für Deutschland die wiedererrung politischer Freiheit, das hat es in hohen Maße politisch gewonnen. Die Fixierung und zeitliche Befristung der Kriegslasten, die hinter dem Damesplan zurückfiel, schließt zudem eine wirtschaftliche Sicherheit in sich. Wenn nun die Deutschnationalen in einer Rundgebung beim Hermannsdemal im Teutoburgerwald antünden, dass sie ein Volk begehren gegen den Völkergesetz einzuweisen gedenken, dass sie mit der Menschheit das ungeliebte Verstand des deutschen Volkes zerschellen.

Vom 6. Internationalen Kongress der Frauenliga für Frieden und Freiheit.

Prag, 23. bis 29. August.
Diesmal war der Kongress in Prag, mitten in der friedensfreundlichen Tschechoslowakei. Die Tschechoslowakei hat den Vorzug, in

ihre Friedensfreundlichkeit nicht nur zu tun, als ob ...

Vor der Kriegswaffe des „als ob“ warnten im Grunde alle Rednerinnen, direkt oder indirekt. Das geschah sachlich und mit glühender Wahrheitsliebe.

Präsidentin war Jane Addams, die ehrwürdige und mütterliche Freundin. Kernpunkt der Verhandlungen war in den ersten Tagen der

Kelloggspakt.

Er wird durch eine Amerikanerin erklärt. Ernst genommen, bedeutet der Pakt radikalen Verzicht auf den Krieg. Unterzeichnet wurde er bisher von 50 Nationen, in Amerika durch Hoover. Und er ist auch — auf dem Papier — in Kraft getreten. Auf einem Papier, das man zerreissen kann, sobald gewissen Interessengruppen ein Krieg profitabel erscheint. Der Kelloggspakt verlangt Schlichtung internationaler Konflikte ausschließlich auf friedlichen Wege. Sinter der Unterzeichnung des Paktes steht die öffentliche Meinung. Von Natur hat der Mensch ganz bestimmt Widerstand gegen das Töten. Hier einige Fragen.

Warum wird weitergeführt trotz Kellogg? Warum betragen die Rüstungsausgaben in den Großstaaten Milliarden? Sie übertreffen in den Kleinststaaten diejenigen von 1914 um das Drei- bis vierfache. Warum nimmt der veraltete Jolkritik kein Ende?

Warum wird ein Kelloggspakt unterzeichnet, wenn man gleichzeitig Kriegsdienstverweigerer ins Gefängnis legt?

Über all diese Fragen wurde ein Militärricht lacheln, weil das weltferne Frauenplauderei sei. Oder er könnte sie auch großes Gefühls nennen. Mag man es so nennen, bis das grobe Gefühl in greifbarer Gestalt aufmarschiert, in Tanks, Maschinenengewehren, in — der dritten Internationale.

Tanks und Maschinengewehre des Weltkrieges haben in einem Zukunftskrieg nicht mehr halb so viel zu bedeuten wie Gas. So wird im ersten öffentlichen Vortrag von Fritz D. Wotter aus Bern gezeigt. Marshall Joch hat die Großschlacht der Zukunft geschildert. Gegen die Giftgase ist aller Schutz unnutz. Im Meer und in der Zivilbevölkerung umjost. Und das in den künftigen Krieg die Zivilbevölkerung einbezogen wäre, das kann man gewiss kein. Denn im wissenschaftlichen Krieg würde sich die Zerstörung von Industriezentren nicht ohne Massenmord erledigen lassen. Ein Weltmorden der breiten Masse. Man denkt, die Zivilbevölkerung zum Schutz unter die Erde zu bringen. Nun freilich, sie würde unter die Erde gebracht. Das es rundweg keinen Schutz gegen Gas und Phosphor gibt, das sehen auch ernste militärische Führer ein. Phosphorbomben, schreibt Marshall Joch, verbrennen in einer halben Minute das Fleisch bis auf die Knochen. Das Bombenflug-

zeug ist nicht das einzige Mittel, um Städte zu beschleichen. Gasentwidelnde Aeroplane können rasch anstelle des Bombenflugzeuges treten.

Es ist fast unmöglich, die heutige Industrie in Bezug auf Kriegsmittelproduktion zu übermannen. Sie findet tausend Wege, um die Herstellung unerlaubter Dinge als Friedensprodukte auszugeben. Es kommt ihr der Umstand entgegen, dass man überhaupt nicht unterheben kann zwischen harmlosen Waren und Kriegsmitteln. Was im Frieden ohne Tötungsabsicht hergestellt wird, das kann über Nacht zum Kriegsmittel werden. Die scheinbar harmlosen Wirtschaftszweige, wie Photographie oder Seidenindustrie können sich umstellen auf Produktion von Kriegsmaterial. Und die Arbeiter in den Fabriken würden Vernichtungswerkzeug arbeiten, ohne eine Ahnung davon zu haben. Nun, die Ahnung würde früh genug kommen.

Die Welt ist geknüttelt durch die Minorität der am Krieg Interessierten. Gefährlicher als aller Privatgroßkapitalismus sind die Trübs und Kartelle. Diese Dinge müssen einmal gesagt sein. Es ist leicht, für ein Ideal zu entbrennen. Es ist kinderleicht, sein Leben dafür einzugeben, bei Vogelstrauchpolitik. Im Grunde ist es unerhört, dass so viele geknüttelte Menschen sich gefallen lassen, eingeklinkt und hingetragenen zu werden. Wille zum Hören der Wahrheit und zum Sagen der Wahrheit ist notwendig wie alle übrigen Desillusionen. Wie notwendig die Abwendung der Helvenverehrung ist, dafür haben jüngst gewisse deutsche Frauen ein klaffendes Beispiel. Im Frauenblatt wurde kürzlich geschrieben von Helvenverehrerinnen, die sich durch das Remarquebuch und seine „gemütskalten Verteidigerinnen“ in ihren „heiligsten Gefühlen“ verletzt fahlen.

Christliche Aufklärungspropaganda darf auf sentimentale Gefühle nicht Rücksicht nehmen. Es wird viel geredet von Mütterlichkeit und Fraulichkeit. Es sind auch wirklich die hellenhaften Mütter gewesen, die im Krieg ihre aufjauchelnden Kinder durch ihr weises Haushalten gerettet haben. Dies kommt durch warmherzige Wienerparlamentarierinnen zur Sprache. Heute liegt es wieder mehr denn je an der Frau, ihre Mütterlichkeit zu beweisen und mit ihrer Fraulichkeit nicht nur zu kokettieren. Sie höre und sage die Wahrheit.

Hier einige Wahrheiten: Die Kriegsauslagen betragen heute auch in kleinen Ländern das drei- und vierfache derer von 1914. Die abgerüsteten Länder stehen voll versterkter Armeen.

Statt guten Willens in wirtschaftlichen Dingen treibt man raffeste Jolkpolitik. Das scheint vielleicht auf den ersten Blick belanglos. Aber wie eng der Zusammenhang zwischen Wirtschaftspolitik und Frieden ist, das zeigt jeder — Krieg. Jeder Krieg hat wirtschaftli-

Beurteilung.

Ein guter Mensch.

In einem hellen, sonnigen Nachmittage des jungen Sommers fanden wir, eine kleine Gruppe schwarze Menschen, um ein neues Grab. Schwer ließ die Sonne ihre neu gewonnene junge Macht fühlen, schwer lag die ungewohnte Wärme auf den Gliedern. Schierwolken schwebten treu und quer am Himmel, weißlicher Duft lag freundlich, wälsch schmelz auf Aeltern und Schultern. In der Frauenweiden, in dunkler Erde und schäfer Cypresse räumten und sämten die Spaten, es leuchteten im harten Lichte die Marmorsteine, Marmorformen des Kirchhofes. Unter einer Weide mit dünnblauben Zweigen stand der Weibliche, die Hände über dem Kopf gefaltet, frei im Geirliche, frei aus dem Herzen sprechend. Der See lag eben hinab gelassen hatten, in die braune frische Erde, hatte die Schutten der Männer nicht schmerzhaft gedrückt. Ein alter, von Krankheit gemogter Mensch war es, dem die Wägel, unbefürchtet um das Gebet des Geistlichen, ihr Abgeschliffen zwischerten. Vom weissen Schanden fast sonnigglühend umrahmt, schlummerte ein weisses Gesicht, milde und freundlich, wälsch schmelz. „Gute Nacht, Vina“, murmelten wir unwillkürlich. „Gute Nacht, Vina“, wie wir es jahrelang ungehört mal getan hatten.

Wer je in unserem Hause ein- und ausgegangen war, kannte sie, unsere treue Hausgenossin, wachte von unserer alten Vina. Hausgenossin, ja, das war sie; weil andern Frauen fände ich für sie? Dienerrin, Dienstbote, Stute, alles das unheimlich nicht, was sie war. Klingt es nicht wie ein Lied aus fernem Zeiten, das Lied von der Treue einer Hausgenossin.

hellen, die länger als ein volles Dutzend Jahre in einer Familie diente, mit Freuden, Liebe, Hingabe diente?

Und wer immer in unserem Hause ein- und ausgegangen, dessen Gesicht erhielt ein Lächeln, dem festgenessenen Erinnerungen auf dem Namen Vina. Mit so viel herzlichem Wohlwollen, so viel spontaner Freude wurde man kaum in einem andern Hause begrüßt. Lautloses Gelingen, Märrchen, Geschichten, diskretes Verschwinden war nicht ihre Sache. Die Freunde unserer Freunde sind unsere Freunde war ihre Devise und diesen freundschaftlichen Gefühlen gab sie ungehemmt, mit vielen Worten, Ausdruck. Betrat aber ein Gast, der weniger ihre Anerkennung fand, unser Haus, so verhehlte sie auch diese Gefühle keineswegs. Dann schiffen sich ihre Lippen zusammen, und mit beängstigt abweisender Stimme meldete sie: „Diele Nacht...“

Rundlich, behäbig, von Wohlwollen strahlend, so trat sie damals, vor vielen, vielen Jahren vor die junge Frau, ihren Dienst und ihre Hilfe anbietend. Und die noch sehr junge Frau, mit ihren zwei kleinen Kindern, obwohl etwas übermäßig von der runden Mütterlichkeit, die ihr so lieber und überlegen entgegen trat, fühlte inständig, dass diesmal ihr Vertrauen nicht getäuscht würde. Uebrigens, es war keine Wahl, kein Sich-Behalten. Vina kam, stand da, vom Schicksal gelandet und auserlesen, die junge Familie unter ihre Fittiche zu nehmen und sie, in mildem Regiment, darunter zu verwalten Jahre, Jahre.

Mit Risten und Körben, mit Photographierahmen und Wandtepen, und mit einem überaus geliebten Hut auf dem damals schon grauen Haar — nicht etwa Schiefel, bewachte, sondern auf der funktvoll geformten „Struktur“ — zog sie bei uns ein, mit Behagen sich in dem hellen Kinderzimmer einfindend.

Erwachsenen Zweifeln an ihrer Leistungsfähigkeit, allfälligen Bedenken wegen ihres vorgeordneten Alters begegnete sie mit entwandener Freundschaft. Für mich begann nun die lange Zeit völliger Ruhe und Sicherheit in Bezug auf das Wohlergehen meiner Kinder. Diese absolute Sicherheit, dieses unbegrenzte Vertrauen das ich der treuen Seele entgegen bringen durfte, mußte, überaus immer wieder auf mein Kinderzettel gegen ihr Regiment, gab mir immer wieder Geduld, als ihre Arbeitskraft schließlich mehr und mehr erlahmte.

Eine größere Freude konnte man ihr kaum bereiten, als von Zeit zu Zeit zu verreisen, vom Schauspiel zu verschwinden, Haus und Kinder ihr überlassend. Teils ich ihr mit: „Vina, ich verreise für acht Tage, oder für länger“, dann leuchtete ihr ganzes rundes, volles Gesicht. „Das ist recht, das freut mich, genießen Sie es nur recht. Seien Sie ohne Sorgen, ich bin da!“ Am liebsten hätte ich wohl gebittelt: „Bleiben Sie ja recht lange fort.“

Dann begann ein schönes Leben für sie. Sie umging die Kleinen mit ihrer ganzen, uneingeschränkten, mütterlichen, großmütterlichen Liebe, betreute, bewachte, ergoß sie. Ein Bild des Behagens und des völligen Genügens bot sich jedem, der am Garten vorbei schritt. Unter dem blühenden Apfelbaum, oder unter der maligenden leuchtenden Goldbernen im bunten Busch, lag unsere Vina, die weiß gekleidete Schürze breit entfaltend, Strümpfe stopfend, die Hände und Ausbauer Strümpfe stopfend. „Das ist meine besondere Begabung“, sagte sie oft. Und neben ihr, um sie herum, in selbstvergessenem Spiel die kleinen Mädchen, mit Puppenwagen, Beiden, eifrig, friedlich. Ab und zu löste eine freundschaftliche Stimme über den Gartenpfad, von der Straße, vom Nachbargarten, der Vina gerne folgte. Eilig trippelte sie

herzu, und ließ sich bereitwillig in ein Gespräch verwickeln, das, freilich, wie ein Weinnel durch die mittägliche Stille der ruhigen Straße tröpfelte. Unschuldig und harmlos führte sie das Regiment, glücklich, „ihre“ Kinder mit niemandem teilen, ihre Anordnungen von keinen andern durchsetzen lassen zu müssen. Rüdten dann nach längerer oder kürzerer Frist die unvermeidlichen Eltern wieder ein, so trönte sie ihr Innerem mit tippligen, gutgemeinten Willkommensgrüßen, mit Augen und Straßen.

Zahllos sind die lustigen, die rührenden Erinnerungen, aber über allen dominiert immer wieder die mittägliche Stille der ruhigen Straße tröpfelte. Unschuldig und harmlos führte sie das Regiment, glücklich, „ihre“ Kinder mit niemandem teilen, ihre Anordnungen von keinen andern durchsetzen lassen zu müssen. Rüdten dann nach längerer oder kürzerer Frist die unvermeidlichen Eltern wieder ein, so trönte sie ihr Innerem mit tippligen, gutgemeinten Willkommensgrüßen, mit Augen und Straßen. Zahllos sind die lustigen, die rührenden Erinnerungen, aber über allen dominiert immer wieder die mittägliche Stille der ruhigen Straße tröpfelte. Unschuldig und harmlos führte sie das Regiment, glücklich, „ihre“ Kinder mit niemandem teilen, ihre Anordnungen von keinen andern durchsetzen lassen zu müssen. Rüdten dann nach längerer oder kürzerer Frist die unvermeidlichen Eltern wieder ein, so trönte sie ihr Innerem mit tippligen, gutgemeinten Willkommensgrüßen, mit Augen und Straßen. Zahllos sind die lustigen, die rührenden Erinnerungen, aber über allen dominiert immer wieder die mittägliche Stille der ruhigen Straße tröpfelte. Unschuldig und harmlos führte sie das Regiment, glücklich, „ihre“ Kinder mit niemandem teilen, ihre Anordnungen von keinen andern durchsetzen lassen zu müssen. Rüdten dann nach längerer oder kürzerer Frist die unvermeidlichen Eltern wieder ein, so trönte sie ihr Innerem mit tippligen, gutgemeinten Willkommensgrüßen, mit Augen und Straßen.

che Ursachen. Die heutigen Grenz- und Zollverhältnisse bedrohen den Frieden immerfort. Anstatt daß die Produkte in jenen Ländern hergestellt werden, wo sie nach Rohstoffquellen und Arbeitsveranlagung des Volkes am leichtesten hergestellt werden könnten, muß man künstliche Industrien an ganz unpassenden Orten einrichten. Oder man baut in Abhängen Getreide an, wo die Schneeschwelme beständig die Erde hinunterfchneit. Man läßt sie zwingen, die Erde hinaufzuckriipeln. Das alles wäre nicht nötig, wenn sich die Menschen helfen wollten. Das heißt, wenn sich die Nationen nicht gegenseitig mit Zollschranken die Wareneinfuhr erschweren.

Ein ähnliches Kapitel ist das Verhältnis der Warenproduktion und der Konsumtion. Es wurde schon vor dem Krieg öffentlich erklärt, daß man alles dran lege, einen Ausgleich zwischen Produkt und Nachfrage herbeizuführen. Stimmt das? Denken wir an die großen Trübs, die wahrhaftig die Geheide der Völker leiten. Nicht die Dedung der Bedürfnisse, sondern die Erzielung möglichst großer Gewinne wird erstrebt.

Nicht nur für die Waren, viel mehr noch dem freien Reisendenverkehr sollten die Grenzen geöffnet sein. Je mehr man die Grenzverhältnisse studiert, desto deutlicher sieht man die Notwendigkeit von Pan-Europa ein. Was will das belegen? Pan-Europa ist Zusammenschluß der europäischen Länder zu sozial und ökonomisch vereinigten Staaten. Die Abgrenzungen schaffen eine Atmosphäre des Todes. Welcher Irrsinn liegt in dem Bild: Wir fahren über eine Landesgrenze, jagen wir nach Deutschland in die Todesfahne. Dort reist eine deutsche Mutter mit uns und hielt einen kleinen Knaben im Arm. Hier haben wir eine tschechische Mutter als Reisegefährtin, mit ihrem Kleinen. Denke man sich, daß die zwei Kinder in zwanzig Jahren aufeinandergeheft werden und sich töten müssen, weil der eine diesseits, der andere jenseits des Grenzfriedes geboren ist. Mag man uns Frauen feministisch selbsten. Ich glaube nicht, daß es feministisch ist, als Frau über solchen Irrsinn zu stolpern.

Man sagt viel vom Erwachen Afriens. Es dürfte auch ein Erwachen Europas geben. — Irrtum ist der Glaube an die Sicherung durch Waffengewalt. Einerseits haben wir den intuitiven Widerstand gegen das Töten, andererseits wird jedes Friedenswerk gehemmt durch den Glauben an die Waffe.

In dieser Furcht vor der Abrüstung erzieht man die Kinder. Was kommt dabei heraus? Denken wir zum Beispiel an das faschistische Italien. Es hat eine sehr schöne Außenpolitik, und manches ist zu loben am neuen Regime, aber der Kern ist nicht gut. Es kommt eben auch vor, daß die Erfolge besser aussehen als der Geist. Das faschistische Italien steht auf dem klaren Standpunkt des innern und äußern Krieges. Auch die dritte Internationale will Krieg, Schaffung einer neuen Gesellschaftsordnung durch das Mittel des Krieges. Aus allen Vorträgen erhellt es, — den Kriegsmächten gegenüber ist das Häuflein der Friedensfreunde verschwindend. Und die Friedensfreunde sind die wahren Realisten, sagte am letzten Vortragsabend eine Rednerin. Zu den Friedensgegnern zählen alle jene Menschen, die auch außerhalb einer Organisation stehen und durch ihre bloße Gesinnung gegen den Frieden arbeiten. Vielleicht auch nur durch Laubheit. Es sind noch primitivere Instinkte als traditionelle Heldenerhebung am Werk. Da haben wir gewisse amerikanische Frauen, die sich soweit erniedrigen, den Offiziersstab zu erlangen und mit ihm und ihrem hübschen Vöhrchen auf dem Wege der illustrierten Zeitungen dann Freiwillige zu tirren.

Gibt es noch eine Hoffnung? Vielle liegt sie am ehesten bei der Jugend. Daß doch die Welt jung würde. G. Egger.

Die soziale Verantwortlichkeit der Konsumentin und ihre Grenzen.

Von Dr. Elsa J. Gasser.

Ich habe im Rahmen meiner bisherigen Betrachtungen abschließend eine Frage noch nicht berührt, die manche vielleicht an den Anfang gestellt hätten: nämlich die Frage der ethischen, sozialen, volkswirtschaftlichen Verantwortung der Konsumentin. Diese Frage ist als Käuferin. Nicht deshalb, weil ich diese Verantwortlichkeit etwa niedrig einschätze, sondern weil ich finde, daß jene Forderungen vorläufig noch zu oft, manchmal ganz gegen die Absicht der Initianten benützt werden, um die Hausfrau von dem nächsten, natürlichsten, richtigsten Ziel abzulenken. Dieses Ziel ist — ich wiederhole — die Versorgung aller Haushalte mit Qualitätswaren zu jenen Preisen, die rationellsten Zusammenarbeiten zwischen Hausfrau, Produzent und Handel ermöglicht. Und diesem Ziel haben sich alle anderen Rücksichten und Zwecke wenn nicht unter — so doch einzuordnen. Denn wer der Familie dient, dient dem Ganzen.

Wir in der Schweiz haben das Glück, daß die wichtigsten ethischen Forderungen, der Ruf: „Frauen, kauft Schweizerware!“ sich mit der Konsumentenüberzeugung meistens vereinbaren läßt, weil Schweizerware in weitaus den meisten Fällen auch gute Ware und in vielen Fällen auch schon einen günstigen Preis bedeutet. Gerade eine jährliche Prüfung durch die Vertrauensstelle der Hausfrauen würde dies klar erweisen. Und wo diese Stufe der Vollkommenheit beim Schweizerprodukt noch nicht ganz erreicht ist, dort wird es eben Sache der Frauen sein, durch die konsequent festgehaltene Forderung nach preiswerter Qualität unsere Produktion zu einer Leberlängelung des ausländischen Konkurrenzproduktes geradezu zu erzwingen, ein Ergebnis, das die gewünschte Harmonie zwischen Verbraucher- und Produzenteninteressen auf die einzig dauerhafte Art und Weise wiederherstellt.

Solcher ethischer und sozialer Forderungen gibt es freilich noch viele. Ich erinnere an die Bestrebungen der Schweiz, Käuferliga, an andere gleichgerichtete Reformen, die die Frauen dazu bringen wollen, Waren, die auf Grund von Schundlöhnen zu tiefen Preisen auf den Markt geworfen werden, systematisch zu meiden. Ich kann zu diesem schweren Problem hier nur einige Sätze sagen. Aber als Volkswirtschaftlerin möchte ich mir die Bemerkung erlauben: Wir müssen uns hüten, Unrecht mit Unrecht zu begehen; wir müssen uns hüten, das Unrecht der Schundlöhne nämlich etwa mit dem Unrecht, daß wir nicht nur wohlhabenden Schichten — an die diese Forderung selbstverständlich gestellt werden darf —, sondern auch Frauen, deren Familien es recht knapp haben, zumuten wollen, aus ethischen Rücksichten überleure Ware zu kaufen. Daß Waren, an denen sozusagen Blut und Tränen fließen, aus der Volkswirtschaft herausgehören, darüber braucht man nicht viel Worte zu machen. Aber der einzige Weg, den wir meiner Ansicht nach allen Volksgenossen gegenüber verantworten können und der auch auf die Dauer wohl der allein erfolgreichste ist, führt vielleicht weniger über Boykott gewisser Waren, als über die Konkurrenzierung dieser Waren mit anderen, bei geringeren Löhnen erstellten und dabei doch durchaus preiswerten, qualitativ guten Waren. — mit andern Worten über Rationalisierung der Wirtschaft. Wir Frauen können einiges dazu tun, dieses Ziel erreichen zu helfen und damit den Schund- und Schundlöhnen ein Ende zu setzen.

Ich wiederhole: der durchaus berechtigten ethischen, sozialen und volkswirtschaftlichen Forderungen an die Frau als Käuferin gibt es noch viele. Sie haben jede ihren berechneten Fährpfeiler. Jede Frau muß mit ihrem Herzen und mit ihrem Verstand ausmachen, wel-

chen von ihnen sie folgen will. Aber: Sie lasse dabei ihr Konsummentengewissen, ihr natürliches Verantwortlichkeitsgefühl, nämlich jenes ihrer Familie gegenüber, durch nichts zum Schweigen bringen! Sie lasse sich nicht beirren durch noch so schöne Phrasen, sie frage bei allen Parteien und Interessenkreisen, die sie für sich gewinnen wollen oder bereits gewonnen haben, nach dem eigentlichen Kern, nach der tatsächlichen Leistung, die sie ihr und ihrer Familie zu bieten haben. Und sie halte fest an ihrer Überzeugung, daß es ohne Rechte auch keine Pflichten gibt, ohne das Recht der Konsumentin auch keine Pflicht der Konsumentin. Ich betone, es ist beinahe gleichgültig, in welchem Lager die Frau steht, ob sie etwa überzeugte Genossenschaftlerin oder ebenso überzeugte Anhängerin der freien Wirtschaft ist, wenn sie nur in jedem Lager, in dem sie steht, mutig und zielbewußt für die einmal als richtig erkannten Forderungen eintritt. Sie wird sich bald überzeugen, daß dies leider überall gleich notwendig ist.

Vor 150 Jahren hat der große Meister der Nationalökonomie, Adam Smith, geschrieben: Konsumtion ist der einzige Endzweck aller Produktion und das Interesse des Produzenten ist nur insofern zu pflegen, als die Förderung desjenigen des Konsumenten es erheischt. Heute, wo der Apparat der Volkswirtschaft tausendmal komplizierter und gewaltiger geworden ist, hat man diese große einfache Wahrheit nie und da vergessen. Alles drängt in den Vordergrund der Bühne und nur der Konsument, oder richtiger die Konsumentin, sitzt noch still in der Kulisse. Aus diesem Schattenbild muß sie heraus! Heraus aus jenem anerkennenden Minderwertigkeitsgefühl der „Mutter-Verbraucherin“. Denn was heißt schließlich „konsumieren“? Es heißt nichts anderes, als auf die letzten Endes einzig sinnvolle Art, „produzieren“: nämlich menschliche Arbeits- und Lebenskraft, menschliches Wohlergehen, Zufriedenheit und vielleicht ein wenig Glück produzieren, — also das, weswegen im Grunde unsere ganze so großartige Volkswirtschaft da ist.

Als „Zählbeamter“ bei der eidg. Betriebszählung.

In Nr. 32 des Frauenblattes hat die Berichtserfasserin der Wochenchronik auf diese Zählung hingewiesen und sich dabei gefragt, ob wohl auch Frauen zu der Zählung beigezogen würden. In Zürich war dies in weitestgehendem Maße der Fall. Zunächst wurden aufgefordert, geeignete Personen zur Annahme zu veranlassen, und so habe ich mich zur Verfügung gestellt. Als Leiterin der Zählung treppab viele Haushaltungsstellen und rote Gebirgsberge erst verteilt, dann wieder eingeschaltet.

Zur jeden Zählbeamten obligatorisch war in der vorhergehenden Woche der Besuch einer Instruktionsveranlassung. Jeder erhielt außerdem die bundesrechtliche Verordnung, eine gedruckte Anleitung und sämtliche notwendigen Formulare. Alle möglichen ungewöhnlichen Fälle waren vorausgesehen und deren Erledigung an Beispielen erklärt. So ging ich am Montag früh mit ziemlicher Sicherheit an den ersten Rundgang. Wir waren nur acht Häuser zugewiesen, aber in einem der dichtest besiedelten Stadtteile. Häuser mit 8 und 10 Wohnungen. Trotzdem das Publikum in den Zeitungen auf die Zählung aufmerksam gemacht worden war, hatten doch die allermeisten meiner „Kunden“ davon nichts gehört und die meisten machten mir nur mißtrauisch die Tür ein Spälchen auf. Sobald man den Zweck meines Besuchs begriffen hatte, führte man mich in die aufgeräumte Wohnstube oder auch in die Küche, um die nötigen Angaben zu sammeln. Die Frauen entgegenzunehmen. Das Betreten der Bogen ging nur langsam vonstatten. Denn fast überall mußte ich erklären, warum die Zählung statfinde, weshalb auch die Haushaltungen einbezogen seien, und vor allem, daß es die großen Wirtschaftsverbände und nicht etwa arbeitsteilige Statistiker seien, die vom Bundesrat die Zählung gewünscht hätten. Zweifler zu überzeugen, daß sie viele haben, ist eine Sache, die ich natürlich unter den Männern, die absolut keinen Nutzen bei der Sache einsehen wollten, sondern nur über die großen Kosten ächzten, die daraus entstehen würden und die dann doch letzten Endes der kleine Mann zahlen müsse. Kleine Leute waren es allerdings, zu denen ich kam, fast ausschließlich Arbeiter und Handlanger, Fabrikarbeiterinnen, klei-

ne Bureauangestellte, denen man es annehmen konnte, wie mühsam sie ihr Brot für sich und die Familie verdienen. Unter den wenigen „Selbständigen“ waren Bäcker und Metzgermeister, kleine Verkaufsstände, eine Papier- und Lumpenhandlung, eine Weinhandlung in einem Keller, deren Inhaber sehr froh über den Besuch war, mir aber dann doch für die große Geduld, gutmütig ein Glas Wein anbot. Sonntags um 10 Uhr! Lieberzählung war mir, daß ich keine Heimarbeiterinnen traf. Wohl hatte in vielen Fällen die Frau auch einen Erwerbsberuf, aber meist außer dem Hause, entweder als Arbeiterin oder in einem kleinen Geschäft. Es waren drei- und vierzimmerige Wohnungen, von denen eine oder zwei Zimmerer, also jedes Mädchen ausgehütet.

In vielen Wohnungen traf ich beim ersten Gang niemand zuhause und mußte mittels und abends mein Zeit nochmals versuchen. Bis 20 Uhr hatte ich 80 Haushaltungsstellen und 15 Gewerbebetriebe ausgefüllt und ebenso oft die gleichen Erklärungen abgegeben.

Daß ich als Frau mit diesem Amt betraut worden war, wurde mir allesamt aus ganz legitimen, verständlich bingekommen. Nur einmal schaute mich eine alte die Frau, die Hausbesitzerin, von oben bis unten und fast verächtlich an und sagte: „So, schickst man jetzt dafür auch Frauenzimmer!“ Eine alleinlebende Frau, die von den Witwenworn als etwas sonderbar geschätzt wurde, machte gar nicht auf, ließ sich dann zu Verhandlungen durch die Türe herbeiführen, öffnete aber erst, als ich als letzter Trumpf den Ausdruck tat, ich komme im Auftrag des Bundesrates. Das hat merklich über meine gewöhnliche, ich dürfte einetieren und bekam ganz manierlich und beinahe liebenswürdig den Bogen gleich ausgefüllt.

Dieses Betreiben und Erklären war der mühsamste Teil der Arbeit. Am Mittwoch war ich nun gespannt auf das Resultat. Der Zutritt zu den Wohnungen war um Vieles leichter, weil man mich lammte und erwartete. Aber wenn ich gelangt hatte, die Bogen ohne weiteres einnehmen zu können, so erlebte ich eine Enttäuschung. Nur sehr wenige waren genau und richtig ausgefüllt und die große Mehrzahl mußte verbessert werden. Und dann entfaltete sich die eine Frau wegen Mieden, die darauf gekommen waren, die andere wegen der schlechten Fenster, eine dritte wegen Mieden und Zöhrern auf dem Boden, die sicher noch der Frage harrten, was konnte ich tun, als die Ziffern nicht annehmen. — Abgesehen von einigen widerwillig gegebenen Auskünften und von einer Hausbaltung, die dreimal den Bogen auf eine bestimmte Zeit verpfand und dann jedesmal eine andere Ausrede hatte, waren die Leute, Männer und Frauen, höchlich bemüht, mir die Aufgabe zu erleichtern. Ich habe auch den Eindruck, wahrheitsgetreue Angaben erhalten zu haben.

Am Freitag lag ich noch auf die wenigen Betriebsbogen einzu sammeln, zuletzt alles richtig zurecht, zu nummerieren und auf die Abfertigungslisten einzutragen, und am Samstag früh trug ich meine braune Zählmappe zur Ablieferung auf das statistische Amt.

Bemerkungswürdig war die Organisation der Zählung. Dieses ganze große Geschäft zum voraus so gut vorbereitet, Städte von der Größe Zürichs in gleichmäßige Zählkreise einteilen, alle Instruktionen klar und unabweisbar auf statistisch ungeschulte Personen auswirken, sozusagen alle vorzukommen, alle voraussehen und den Normularen berücksichtigen, das ist eine Leistung, die auf der Achtung wert ist. Hoffentlich beweist später das Ergebnis, daß sich der große Aufwand an Mühe, Zeit und Geld gelohnt hat. M. W.

Die Altersbeihilfe in Zürich

Am letzten Sonntag mit überaus großem Mehr, aber bei schmaler Stimmbeteiligung (von 67,000 Stimmenten gingen nur 24,000 zur Urne — was wir nicht annehmen, wenn man sich die gleiche Stimmbeteiligung aufweisen, uns politischer Interessiertheit und Verbindlichkeitsgefühl zeigen) angenommen worden. Dies Ergebnis freut uns umso mehr, als die Altersbeihilfe, die notabene vom nächsten Januar an schon in Kraft treten soll, in der Großzahl Frauen zu gute kommen wird. Am Sonntag werden 3186 Altersbeihilfegewärtige in Frauen, von diesen 1128 21 ein bis 24 Jahre alte Frauen, 346 alleinlebende Männer, die übrigen Ehepaare. Wie manche arme Waise und Witwe, wie manches arme Mütterchen wird es nun doch etwas leichter haben können. Wir freuen uns vom ganzen Herzen darüber.

Die Tore öffnen sich.

Aus Neuchâtel kommt die Nachricht, daß dort die Stelle eines Sekretärs-Rassiers der Mennepflege ausgeschrieben sei, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß Bewerberinnen zur Annahme zugelassen werden. Das ist immerhin ein Fortschritt, den wir nicht unerwähnt lassen müssen. Es ist allerdings annehmend, bemerkt hiezu der „Bund“, daß eine tüchtige Frau sich in der Arzeneipflege leicht so nützlich machen kann wie ein Mann, namentlich dann, wenn er daneben noch allerlei andere Verrichter bestreift.

Tut nicht auch das wie ein Märchen aus fernen Zeiten?

Je größer die, zutrauliche und doch nicht unangenehm aufdringliche Art ließ sie überall rasch Bekanntschaften schließen und Fuß fassen. Wenn wir sie zu Gut und Schut unserer Kleinen in die Ferien mitnahmen, hatte sie schon Geplärrde angeknüpft, schon Freundschaften geschlossen, ehe wir ein erstes Wort mit andern Gehörten zu wechseln im Stande waren. Geplärrde, ja, das war sie, aber was sie plauderte war harmlos und was sie über „ihre Familie“, d. h. unsere Familie ausbrachte, war so gutmütig Natur, daß es uns nur zu Vorteil gereichte. Es unterließen ihr wohl manchmal kleine Ungehörlichkeiten, sonstige Unhöflichkeiten, aber kein Mensch nahm sie ihr übel, mit zu viel herlicher Naivität brachte sie ihre Sätze und Argumente vor.

Dieses nehme ich in mein künftiges Jungfrauenstück, „Pile“ sie oft zu lesen. „Damit ich mich mein Zimmer, wenn ich mich einmal zur Ruhe gelegt habe.“ Ob sie jemals freiwillig den Weg zu ihrem „Mittagstisch“ gefunden hätte? Jedenfalls war sie noch weit davon, als eine harte Hand sie plötzlich zur Ruhe zwang. Wie hätten wir ihr die erträumte und verdiente Begünstigung in einem kleinen eigenen Saal gegeben? Wie die Mitte des 7. Jahrzehnt überbrückten hätte sie begonnen mit ihr Alter, ihre Mühsigkeit zu spüren. Aber sie ließ nichts an! So genau wußten wir ihr Alter überhaupt nicht. Sie hatte, das war auch eine ihrer Eigenheiten, immer verstanden, um ihr Geburtsjahr einen verlässlichen Schleier zu legen. Müde wurde sie, langsamer in ihren Bewegungen. Aber daß sie so krank war, daß es so grauenvoll, heimtückisch, krankhaft ihr zehrte, das ahnten wir nicht. Aus ihr hatte nichts geahnt, nichts ahnen wollen. Blödsinn holtte man sie

weg von uns, weg aus ihrer Tätigkeit, aus dem Garten, den sie liebte, vom kleinen Jungen, den sie so herzlich betreute. Nicht das kleine Jungfernstück empfing sie, sondern das weiße, unpersönliche Bett einer Klinik.

Und hier, am Schluß ihres langen Lebens, am Ende unter jahrelangen Freundschaft steht noch eine tragische Note ein. Tragisch und rührend und so charakteristisch für unsere Zeit. Als sie aus der Klinik entlassen war, gebrochen, unheilbar krank, hand die Frage vor uns: „wohin?“ Die Lösung war unerwartet und sehr einfach. Ihr Sohn bot ihr ein Heim.

Mehr als volle zwölf Jahre hatte Lina bei uns gelebt, vieles geliebt, vieles erraten, was Dienstboten verborgen bleibt, was uns mehr gemeldet als Angehörte, hatte viel Vertrauen gewonnen, viel Vertrauen gesetzt. Aber dieses eine große Erlebnis hat sie geschwiegen. Unsere Kinder, hat sie mit mütterlicher Hingebung gepflegt und umfungen, hat sie geliebt in ihrem einfachen, treuen Herzen. Ihre Mutterlichkeit hat sie vor uns verborgen, gebietet, hat nie von deren Glück, deren Leid gesprochen. War es Stolz? War es Scham? War es Unbehagen? War es die Furcht, daß sie im Anfang der letzten Jahren gefolgt sein, der jungen, glücklichen Frau von ihrer Erfahrung, ihrem Erleben zu erzählen, ihr Einbild in eine dunkle Seite ihres Lebens zu gewahren. Auch hatte sie sie von jeder unglücklich gefolgt, einen Fehler einzugehen, ein Versehen zu bekennen. Am Laufe der Jahre fand sie immer weniger den Mut dazu, kein Wort brachte sie über die Vergangenheit. Sie schloß ihre Lippen, ihr Gesicht vermög, daß sie davon Sohn und Enkel beschnitten, war ihr tiefes, unangefasstes Geheimnis. Krank, alt, unter Tränen, und doch mit heim-

lichem Mutterherz, stehend und erglühend vor Besonnenheit, aber mit versteinertem Gesicht harrte sie auf Geständnis, um Nachsicht bittend, und doch so froh.

Ihr Sohn bot ihr das Stübchen, das sie sich ersehnt hatte, aber es war kein heiteres, sonntags abendliches Ruhen, es waren bittere Arbeitstage, die sie erwarteten. Wohl umgaben er und seine Familie sie mit Liebe und Sorgfalt, ihr Herz aber war schwerer von Heimweh nach ihrer Arbeit, ihren Schöpfungen, ihrem Gartenplätzchen. Müde und wehmütig hielt sie die Blumen in den Händen, die wir ihr von unserer Wiese brachten, müde legte sie sich bald hin und schlief ein.

Der grünen Park unter dem Gebirgsgebirge lag über Lina so gerne, behäbig mit weißer Schürze, ein Viehchen jummend, Strümpfe stopfend, liebevolle Blick auf das Büschchen zu ihrer Seite werfend. Wenn der Gebirgsen blüht, brechen wir die schönsten Zweige davon und auch vom Frieder und wir tragen sie hinauf zu ihrem Grab, bei der jungblauen Trauerweide. Es sämen und nabeln die Vögel, aber sie hören nicht unter stilles Gedenken an die treue Lina. M. P.-L.

Kinder in neuen Büchern.

Es gibt immer wieder einmal den Glücksfall: das gute Kinderbuch, das auch denen zur Freude geschrieben ist, die Kinder lieb haben, um mit Johanna Spärr, der Schöpferin dieser Kunstgattung, zu reden. Es mag dabei zufällig sein oder auch vielleicht von tieferer Bedeutung, daß alle drei der zur Hand liegenden, durch ihre Lebendigkeit und frische gar vorragenden Kinderbücher in der Hand liegen. Da hat z. B. die viel umstrittene Norwegerin Ka-

rin Michaelis mit der Geschichte des kleinen Mödöns „Bibi“ (Herbert Suhrer-Verlag, Berlin 1929) einen Haupttreffer getan. Es ist, bezeichnend für das Jahrhundert des Kindes, nicht mehr das brave Herzhafte, dessen tugendhaften Weg wir verfolgen, sondern ein reiflicher Willing, mit dem wir, gekloppt auf Abenteuer, jawohl Kreuz und Querfahrten durch Normogens Gänge tun. Denn, ob Wunder und Leid für kleine und große Kinder! Sie besitzt als Tochter eines Stationsvorstehers die märchenhafte Freiheit, die ihr auf allen Bahnen ihres Landes, vom Viehwagen bis zur feingepolsterten ersten Klasse, die Coupéüren öffnet. Und sie wird von der glühigen Fei-Karin mit so viel gekundem Fieber, so großer Aufmerksamkeit ausgehütet, daß alle alten Jährzahlen und Waghalsigkeiten zum Trotz glänzend in dem „richtigen“ Grasenplätzchen landen, aus dem einst die Mutter ihrer unüberbittigen Ehe wegen vertrieben wurde. Gerade aus diesem äußern Umfange weiß Karin Michaelis den schönsten Zug im Charakter ihrer kleinen Bibi zu begründen: jene heisse Liebe des mütterlichen Kindes zu seinem Vater, die es bei jeder Meinung zum tollkühnen Raubgubinden doch nur jeder Verrohung bewahrt. Die ersten und heitern Briefe an den Vater sind denn auch die Kernstellen von Bibis Geschichte. Mit deren Zeichnungen und Zeichnungswort motiviert die Dichterin die Beigabe ungeklärter kleiner Zeichnungen, die, wenn auch künstlerisch nicht durchwegs zu belachen, doch dem kindlichen Verständnis sichtlich angepaßt sind.

Barbara King's kleiner Junge P. i. t. (Georg Müller-Verlag München) ist kaum weniger unternehmungsam als sein Vorgänger. Der kleine P. i. t. hat eine mutterlose kleine zu entfernten Verwandten antreten muß, machen ihn, der in der erzie-

Erhitzt
und leicht bekleidet setzen Sie sich. Eine Er-
kältung ist oft die Folge.
Nehmen Sie dann
rechtzeitig
Aspirin-
Tabletten
von **BAYER**



Preis für die Glasurte Fr. 2.—
Nur in Apotheken erhältlich.